

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 9 (1905)

Artikel: Kinder der Seele
Autor: Goeringer, Irma
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573001>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Kinder der Seele.

Roman von Irma Goeringer, Zürich.

Erstes Buch.

I.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ganz versteckt, inmitten hoher und dunkler Tannenzwälder, liegt Großwerdau. Das Herrschaftshaus, die Oekonomiegebäude und die kleine Hauskapelle runden sich zu einem geschlossenen Ganzen. Was sonst noch zur Gemeinde Großwerdau gerechnet wird, das hat sich da und dort am Waldrand, an Hügeln und Abhängen angebaut.

Früher war das Gut fürstliches Besitztum. Dann kaufte ein bürgerlicher Pächter dem regierenden Herrn soviel Land und Bauten ab, als er bezahlen konnte, und gab damit sich und seinen Nachkommen das kraftbringende Gefühl, ein Stück Erde zu beherrschen.

Ueber hundert Jahre waren seither vergangen, und immer noch saßen die Hartwiger auf Großwerdau. Scheinbar blieb auch sonst alles beim Alten, in Lebensführung und Gewohnheit. Erst in den letzten Jahren gab es eine geringe Veränderung: Frau Anna Hartwiger lebte im Winter nicht auf Großwerdau.

Jede Hartwiger'sche Ehefrau hatte bisher von ihrem Hochzeitstage an des Gatten Haus und die Scholle, auf der sie die arbeitsamste Dienerin war, nicht mehr verlassen. Die oft schwielenharten Hände regten sich unermüdet, bis Gott als Lohn für die rastlos eintönige Geschäftigkeit des Lebens die friedsam eintönige Ruhe des Todes gab.

Frau Anna Hartwiger war leidend. Schon das schien ihrer Umgebung eine Ungehörigkeit, jedenfalls ein Bruch der Tradition. Als aber der Grund ihrer Krankheit bekannt wurde, als man erfuhr, daß Frau Anna, nachdem sie einem zarten Mädchen das Leben gegeben hatte, ihre Pflicht, Großwerdau den männlichen Erben zu schenken, nie erfüllen würde, da sprach man im Familien- und Bekanntenkreis nur noch beschämt und scheu von ihr.

Auf Frau Anna lastete der Druck ihrer Unvollkommenheit so schwer, daß sie immer elender wurde. Sie selbst empfand sich als unnützes Glied der zielbewußten Familie Hartwiger. Nicht einmal die Erziehung der kleinen Hilde durfte sie leiten. Als das Kind zur Schule gehen sollte, nahm man es der Mutter fort und ließ es bis zum achtzehnten Lebensjahr fern von der Heimat in Pensionen aufwachsen.

Dann wurde dem jungen Mädchen mitgeteilt, daß die Mutter sehr krank sei und ihrer Auflösung entgegengehe. Hilde machte keine Szene, wie man befürchtet hatte. Sie weinte nicht einmal, sie verlangte nur sehr

bestimmt, man solle sie nach Wiesbaden senden und ihr die Pflege der Mutter anvertrauen. Der Vater, der diesen Wunsch begreiflich fand, gab ohne Zögern die Erlaubnis, und Hilde reiste ab mit einem Herzen voll Liebe und mit vielen auf sich vertrauenden Plänen.

Aber die langen einsamen Jahre hatten Frau Annas Kraft gebrochen. Sie war zu müde, sie konnte sich nicht mehr freuen. Ein wirkliches Verständnis zwischen dem mutigen glückesgläubigen Mädchen und der enttäuschten herzensalten Frau wollte trotz gegenseitiger Zärtlichkeit nicht mehr gedeihen. Trotzdem empfand Hilde den Tod der Mutter wie einen unerseßlichen Verlust. Sie fühlte, mit diesem Herzen starb eine große, selbstlose Liebe, die ihr allein gehörte.

Fast die ganze Familie kam zur Beerdigung nach Wiesbaden. Das war man der Toten schuldig, die ja nun nicht mehr im Wege stand. So jung Hilde war, das fühlte sie. Ihr Blick glitt immer wieder suchend über die Gesichter der Verwandten. Hatte denn niemand ein Herz? War denn keiner da, der es gut mit der Toten und mit ihr meinte? Nein, man gab sich nicht einmal Mühe, die Befriedigung über die endliche Lösung der Familienforge zu verbergen. In Hilde stieg etwas empor — eine harte Feindseligkeit, die sie innerlich schied von ihres Vaters Sippe.

Und der Vater selbst? Dort stand er, ernst, vielleicht ein wenig bewegt. Er war nicht so kalt, er hatte die Mutter einst leidenschaftlich geliebt und sie gegen den Willen aller Verwandten zu seinem Weib gemacht. Freilich, der Nachspruch der Ärzte nach Hildes Geburt fällte auch den Stamm seiner Liebe. Dafür war er ein Hartwiger. Aber hier am Grabe Frau Annas, da leuchtete es wieder vor ihm auf, da sah er noch einmal die Fata Morgana eines Glückes, das die Wirklichkeit verwischt hatte, an sich vorüberziehen.

Hilde kannte ihn. Sie wußte, die weiche Regung würde morgen schon vorbei sein; dann war er wieder der „Utilitätsmensch“, wie er sich selbst gern nannte. Aber dafür, daß der Vater in diesem Augenblick wenigstens mit guten Gedanken an die Mutter dachte, dafür liebte sie ihn. Sie wollte nach der Zeremonie zu ihm gehen und ihm die Hand drücken. Er mußte es doch auch fühlen, daß sie in dieser Stunde zusammengehörten.

Vorsichtig versuchte sie, als man den Friedhof verließ, in seine Nähe zu kommen. Aber schon nach wenigen Schritten blieb sie stehen. Ein Herr, an dem sie achtilos

vorübergehen wollte, zog tief den Hut und rief leise ihren Namen. Als sie ihn erkannte, wurde ihr das Atmen plötzlich leichter; nun war ja jemand da, der ehrlich mit ihr trauerte. Sie wußte, Dr. Fritz Rainer hatte Frau Anna, seine gebulbigste Patientin, sehr gern gehabt.

Jetzt stand er vor der Tochter und sprach gute, tröstende Worte. Ihre Hand lag in der seinen. Sie klammerte sich fast an diese feste, warme Hand, deren zarte Geschicklichkeit sie kannte.

Er betrachtete sie gerührt. Sie hatte ihm immer gefallen in ihrer muntern Frische; aber jetzt, hilflos, ängstlich, verlassen von Güte und Sorgfalt, gefiel sie ihm noch viel besser. Er kannte ihre Familiengeschichte, und was er nicht wußte, das konnte er leicht aus den Mienen der Trauergesellschaft erfahren. Unter diesen harten Menschen sollte Hilbe nun leben! Sie würde dabei verkümmern, so ohne Licht und Wärme. Das war kein Erbreich für seine liebliche Blume.

Seine Blume?

Ein Gedanke ward in ihm wach, der unter dem Eindruck der Stunde sich rasch zum bestimmten Wunsch formte.

Dr. Rainer war kein Zauderer. Er wußte stets klar, was er wollte, und was er wollte, das tat er.

Hilbe stand noch immer vor ihm. Es wurde ihr schwer, sich von ihm zu trennen und mit den Verwandten in das öde Hotel zu fahren. Rainer erriet sie. Er wollte ihr und sich gerne helfen: „Fräulein Hilbe, ich habe mein Coupé hier. Glauben Sie, daß es Ihren Verwandten auffallen würde, wenn Sie mit mir fahren, wenn ich Sie ins Hotel bringe?“

Hilbe sah müde zu ihm auf: „Wer sollte sich denn um mich kümmern? Sie sind ja jetzt der einzige Mensch, der sich was aus mir macht.“

Wieder ergriff ihn das Trostlose in diesem Mädchenleben. Da Liebe geben dürfen, das müßte herrlich sein! Das wäre doch etwas anderes, als bei diesen verwöhnten Töchtern, die jede Huldigung, jede Liebeswerbung als schuldbigen Tribut ansahen und nichts von Dank wußten! Seine Stimme wurde weich wie eine Härlichkeit, als er sagte: „Kommen Sie mit mir, Hilbe; wir fahren langsam, damit Sie sich ausdrücken können. Dann habe ich Sie auch um etwas zu bitten. Ich war Ihrer armen Mutter sehr gut, und ich weiß, daß es in ihrem Sinne ist, wenn ich Ihnen heute schon sage, was ich Ihnen in ein paar Wochen doch bestimmt gesagt hätte.“

Hilbe nickte stumm. Sie war von Schmerz und Angst, zagender Hoffnung und banger Freude so erregt, daß sie sich gern von einem starken Willen führen ließ. Die Fahrt dauerte ziemlich lang; Dr. Rainer hatte seinem Kutscher einen tüchtigen Umweg befohlen. Aber Hilbe merkte es nicht; denn der Mann, den sie liebte, versprach ihr in bebender Erregung die Erfüllung all ihrer Träume von Herzensglück und gutem Einanderverstehen. Und sie glaubte ihm.

Kurz, ehe das Coupé vor dem Hotel hielt, drückte Dr. Rainer den ersten Kuß auf die zitternden Lippen seiner Braut, und sie legte, von seinem Arme fest umfangen, in ruhigem Vertrauen ihr müdes Köpfchen an seine Brust.

II.

Eine hübsche kleine Villa in der Nähe des Kurparkes gehörte Dr. Rainer; er hatte sie vollständig ein-

gerichtet von seinen Eltern geerbt. Im Mai zog das junge Ehepaar dort ein. Sie waren auf ihrer Hochzeitsreise an der Riviera gewesen.

Dr. Rainer hatte sich sehr darauf gefreut, seiner kleinen blassen Blume das bunte Nizza, die „Königin der Küste“, zu zeigen; aber der Eindruck blieb hinter der Erwartung zurück. Hilbes braune Augen sahen fast gleichgültig auf das farbige Gewühl, und sie zuckte nervös zusammen, wenn eine der glänzenden Halbwelt-damen mit einer Schar Verehrer lärmend in ihre Nähe kam. Und wenn Fritz Rainer irgend eines jener prickelnden Geschichten erzählen wollte, die dort in der Luft liegen und die ganz junge Frauen begierig gerne hören, dann zitterte ein so deutlicher Widerwille um ihre bang geschlossenen Lippen, daß er die besten Pointen erschreckt verschluckte.

Nein, Hilbe paßte nicht nach Nizza. Um so besser paßte sie in eines der zwischen den Felsen verloren liegenden Fischerdörfchen, dahin sich kaum je ein fashionabler Lackschuh verirrt und das an keiner Table d'hôte genannt wurde, wenn die eleganten Gäste von ihren Ausflügen erzählten. Auf einem Streifzug hatten sie es entdeckt. Hilbe war ganz entzückt davon, und dabei sah Rainer zum ersten Mal, wie ausgelassen lustig, wie hinreißend lebenswürdig seine kleine Frau war, wenn sie sich durchaus behaglich fühlte.

Sie saßen vor einer ziemlich primitiven Wirtschaft; aber der Wein und die gebackenen Fische waren gut. Vor ihnen lag das Meer, tiefblau, gewaltig, ewig. Hier hatten Menschenhände noch kein lächerliches Spielzeug aufgerichtet, nichts störte die stille Majestät der Natur.

Ins Meer hinein, schroff und groß, drängte sich der plumpe Fuß des jähren Felsengebirges. Schmeichelnd umfoste das Wasser die harten Steine, schmeichelnd küßte es ihnen die Ecken und Kanten ab, formte sie nach seinem Gefallen — das weiche, geschmeidige Wasser die harten, trozigen Steine. Die Sonne kam, hing ihren Purpurmantel über die nackten Felswände, legte schimmerndes Gold auf die leise schäumenden Wellen und färbte den Himmel so kühn, so feierlich-phantaftisch, daß Menschenherzen in Schauern erbeben.

Hilbe war aufgestanden und ein paar Schritte den Strand entlang gelaufen. Dann stand sie still, breitete weit die Arme aus und sang — sang mit wunderbar heller Stimme, während Tränen der Andacht ihre Augen füllten, mit der rauschenden Begleitung des Meeres ein Jubellied zum Preis des Höchsten.

Rainer lauschte. Was war das? War das seine Frau, die scheue kleine Hilbe? Sie sang ja, daß er sich im Innersten ergriffen fühlte. Und davon wußte er nichts, davon hatte sie nie gesprochen! Noch kürzlich, als sie teilnahmslos neben ihm in der Nizzaer Oper saß, dachte er ärgerlich: sie hat doch für nichts Interesse, ihre Seele ist eigentlich stumpf. Nun diese Ueberraschung! Ganz andächtig hörte er zu, bis sie seine Nähe fühlte und sich umsaß. Da breitete er seine Arme nach ihr aus, und sie, die sein Verständnis im Augenblick erkannte, warf sich an seine Brust und stammelte zum ersten Mal, seit sie ihm gehörte: „Ich bin so glücklich!“

Am nächsten Tag verließen sie Nizza und zogen in ihr stilles, verborgenes Nest. Dort lebte Hilbe auf. Sie wurde zutraulicher und verlor jede Scheu. Sie wußte

jetzt, daß ihr Mann nicht auf sie herabsah, daß er sogar etwas an ihr mit Entzücken bewunderte, ihre Stimme.

„Sobald wir nach Wiesbaden kommen, mußt du Unterricht nehmen,“ sagte er. „Was du in der Pension gelernt hast, genügt nicht bei deinem herrlichen Material. Wenn du in gute Hände kommst — und dafür laß mich sorgen — kann etwas Außergewöhnliches aus deiner Stimme werden.“

Hilde lachte dazu. Sie kannte keinen Ehrgeiz. Für sie war ihr Gesang nur der Ausdruck ihrer innersten Stimmung. Mit Worten war sie scheu; aber wenn sie sang, dann fiel alles Äußerliche für sie dahin, dann ließ sie sich von ihrer Stimme tragen in eine andere, wahrere Welt. Natürlich würde sie gern guten Unterricht nehmen, das hatte sie sich lange gewünscht, aber nur um des Selbstzweckes willen.

In dieser Zeit machte Fritz Rainer noch eine zweite Entdeckung. Seine Frau besaß einen ungewöhnlichen Lerntrieb. Ihre Schulbildung war nicht besonders großartig; aber das Wichtigste und Wesentlichste hatte sie mit erstaunlicher Sicherheit aus dem Durcheinander der verschiedenen für Mädchen zurechtgeschnittenen Fächer herausgeholt und durchdacht. Rainer machte es Spaß, seine höhere Weisheit vor ihr leuchten zu lassen. Sie hörte ihm mit einem Eifer zu, der ihn zuerst belustigte, dann rührte. Sehr bald versprach er ihr außer Gesangsstunden auch noch gebiegenen Unterricht in wissenschaftlichen Fächern. Sein Steckpferd war die Physik. Da dozierte er gern; aber weil ihr die mathematischen Vorkenntnisse fehlten, vermochte sie ihm nicht zu folgen. Um

so eifriger half sie ihm, wenn er Pflanzen trocknete oder allerlei Seetiere, die er mit ihr zusammen in Netzen fischte, präparierte und in Spiritus „einmachte“. Auch dabei lernte sie eine Welt kennen, von der sie bisher nichts gewußt hatte.

So vergingen die ersten Wochen ihrer Ehe in wachsendem Glück. Rainer gestand sich manchmal, daß er viel mehr, als er erwartete, erhalten hätte. Nur über eines blieb er im Unklaren. Hilde sagte ihm nie, daß sie ihn lieb habe. Er mochte fragen, soviel er wollte, immer bekam er nur die Antwort: „Würde ich dich sonst geheiratet haben?“

Wenn er sie küßte, lag sie still in seinem Arm und duldete seinen Willen. Er schob die sanfte Kühle ihres Wesens auf ihre große Jugend. Neunzehn Jahre! Mein Gott, da war sie eigentlich noch ein Kind! Er konnte schon zufrieden sein, daß sie ihm nicht widerstrebte. In seiner Praxis kannte er Fälle — o weh! Zwar waren meist die Männer schuld, die brutal und dumm nicht warten mochten, bis sich ihnen die reife Blüte erschloß. Die mußten immer Knospen brechen, und nachher wunderten sie sich, wenn sie keine Früchte ernteten.

Fritz Rainer bildete sich sehr viel auf die zarte Behandlung seiner jungen Frau ein, und der Erfolg schien ihn für manches Opfer belohnen zu wollen. Hilde kam nicht wie sovielen seiner Patientinnen mit großen entsetzten Augen, nervös überreizt von der Hochzeitsreise zurück. Sie war frischer, froher, reizender denn je.

Der Kreis, in dem Dr. Rainer bis jetzt verkehrt hatte, nahm Hilde schon als Braut sehr freundlich auf.



In der Campagna bei Rom. Nach dem Gemälde von Jakob Herzog, Winterthur-München.



Mädchen bei Effretikon. Nach dem Gemälde von Jakob Herzog, Winterthur-München.

Ihre langen schwarzen Haare, ihre großen sanften Augen gefielen ebenso sehr wie ihre Natürlichkeit und die Anmut ihres Wesens. Die meisten Frauen aus dieser Gesellschaft waren in Wiesbaden geboren oder wenigstens dort aufgewachsen. Sie waren als Kinder nicht kindlich, als junge Mädchen nicht jung und als Frauen — Sportweiber, große Damen, unverständene Seelen, Mäceninnen ohne Wahl und Verständnis, nur nicht Frau, nicht Gattin, nicht Mutter. Aber sie waren sehr chic, sehr sicher und sehr vergnügt — auch die unverständenen Seelen.

Hilde konnte sich bei ihnen nicht behaglich fühlen. Ihre Ehrlichkeit und vor allem die zarte, verschwiegene Innigkeit ihres Empfindens fühlten sich fremd bei dieser Oberflächlichkeit, dieser Anempfinderei und der Art, mit frivolen Worten Dinge zu verzerren, über die man, wie Hilde dachte, gar nicht reden sollte.

Rainer, der zuerst einmal das Behagen in seiner Häuslichkeit genießen wollte, quälte sie nicht mit Besuchen und Einladungen. Sie hatten ihre Antrittstournee abgefahren, Hilde auf ihres Mannes Wunsch, der schwarz nicht leiden konnte, in einem weißen Tuchkostüm mit großem, weichem, weißem Fieberhut, einer sehr teuren, aber elegant reizvollen Nizzaer Errungenschaft. Die Besuche wurden sehr lebenswürdig erwidert; aber der eigentliche Gesellschaftstrubel war schon vorbei. Jetzt war es Frühling; noch durften sie sich allein angehören, und nur wenigen Menschen gönnten sie einstweilen Zutritt in ihr Heim.

Der erste, an dem Hilde ihre jungen Hausfrauenkünste erprobte, war Dr. Kari Frei, ein Studiengenosse Rainers und sein bester Freund. Hilde mochte ihn leiden, sobald sie sein Bild gesehen hatte.

„Schön ist er nicht, Friß; aber er sieht so aus, daß man ihm tolle Streiche beichten könnte und vielleicht noch mehr. Ich glaube, der versteht nie etwas dumm oder falsch. Laß ihn kommen; wir werden sicher Freunde.“

Rainer lachte. „Also den Hausfreund, den hätten wir schon!“

Hilde schwieg, und Rainer sah, daß sie verletzt war.

„Komm, Maus, sei gut! Ich weiß, du magst solche Witze nicht. Es war aber nicht schlimm gemeint; denn im Ernst, mein Karl Frei ist der bravste und tüchtigste Kerl, den ich kenne. Wenn ihr euch versteht, soll's mir gewiß recht sein. Uebrigens, Kollege Giese wird dir auch gefallen, sobald du näher mit ihm bekannt wirst. Er ist ein bißchen derb, aber ein guter Mensch und gewissenhafter Arzt.“

„Und sehr verliebt in seine Frau! Du könntest dir ein Beispiel daran nehmen, mein Herr Gemahl!“

„Oho, kannst du dich beklagen?“

„Bis jetzt nicht, das wär' auch noch schöner! Aber wer weiß, wenn wir erst mal fünf Jahre verheiratet sind wie Gieses? Ich glaube, du hast große Neigung, dich mit Patienten und Studien zu überladen. Ein Liebesmensch bist du nicht, scheint mir.“

„Und mir scheint, daß du Anwartschaft auf den Dreifuß hast; Himmel, Mädels, was du heute weise bist!“

„Nichts wie Anpassung!“ Sie lachte ihn an, ausgelassen wie ein Kind.

Rainer fand sie reizend. „Du Baby... Komm, du Baby!“ Mit großer Geschicklichkeit nahm er sie auf seine Arme und trug sie im Zimmer herum. Sie wehrte sich mit Händen und Füßen, sodaß er sie wieder auf den Boden stellen mußte, und nun zwickte und kniff sie

ihn, bis er sich atemlos für besiegt erklärte. Dann saßen sie wieder ruhig zusammen auf dem Sofa im Studierzimmer und überlegten.

Also Dr. Frei sollte eingeladen werden und Giese mit Frau. Das waren die beiden Studienfreunde und Kollegen, die hatten das erste Anrecht. Dazu konnte man auch Werners bitten. Der Mann war zwar nicht Arzt und die Frau bedeutend älter wie Hilbe; aber Rainers hatten viel Sympathie für beide, und schon Hilbes Mutter war mit ihnen befreundet gewesen.

Das gab ein nettes kleines „Entre nous“, keine Gesellschaft, sondern etwas zum Kennenlernen und Vergnügen sein. Sogleich wurden die Karten geschrieben, und Rainer selbst trug sie in den Kasten.

Als er zurückkam, brachte er Dr. Karl Frei mit. „Denk mal, Hilbe, wie der Ritter Toggenburg stand er unten auf der Straße und seufzte zu unsern Fenstern hinauf. Er hat sich nicht getraut, einfach zu läuten und zu fragen, ob du ihn empfangen könntest.“

Dr. Frei stand ein wenig verlegen neben Rainer, der ihn nicht zu Wort kommen ließ. Er war noch häßlicher als auf der Photographie; aber trotzdem gefiel er Hilbe ungemein gut. Unbefangen bot sie ihm beide Hände und sagte sehr herzlich: „Willkommen für jetzt und immer in unserm Haus, Herr Doktor!“

Dr. Frei hielt ihre Hände fest und schaute sie scharf an. „Ist das ganz aufrichtig gemeint?“

„Ganz aufrichtig!“

„Darf ich die Probe machen?“

„Bitte!“

„So behalten Sie mich zum Abendessen da, wenn Sie nicht selbst eingeladen sind!“

„Mit dem größten Vergnügen!“ Hilbe war entzückt. „Fritz, unser erster Gast und noch dazu dein bester Freund!“

Das ist doch zu famos! Jetzt aber in die Küche!“ Und lachend lief sie hinaus.

„Na?“ Rainer zeigte mit dem Finger auf die Tür. „Wie gefällt sie dir?“

Frei schüttelte den Kopf, einmal, zweimal. Dann legte er dem Freund die Hand auf die Schulter. „Diese Frage ist schon eine Profanation. Ueber so was Zartes, so was Frühlingsfrisch-Holdes redet man nicht. Das hat man einfach lieb, und damit basta. Im übrigen bist du ein Glückspilz!“

Die Tür öffnete sich ein klein wenig, und Hilbe steckte den Kopf herein: „Erster Gang: Spargeln, holländische Sauce und Schinken. Zweiter Gang: Wiener Schnitzel, junger Salat, neue Kartoffeln. Nachtsch: Käse und Erdbeeren. Ist das recht?“

Rainer klatschte in die Hände. „Bravo, ausgezeichnet! Und wann?“

„In einer guten halben Stunde. Aber dann müssen du und Dr. Frei Tisch decken; jeder muß helfen!“

„Wird besorgt. Komm, Karl, an die Arbeit!“

Hilbes Kopf verschwand. Rainer faßte Frei unter dem Arm und zog ihn ins Eßzimmer. Dann, während sie zusammen sorgsam das Tisch Tuch ausbreiteten, sagte Rainer plötzlich: „Glaube mir, Karl, ich weiß, was ich an ihr habe! Jetzt ist sie noch ein Kind; wer kann sagen, wie sie sich entwickelt und ob sie immer mit mir glücklich sein wird? Jedenfalls werde ich mir Mühe geben. Mein Wort darauf!“

* * *

Es wurde ein sehr gemütlicher Abend. Nichts Fremdes stand zwischen ihnen, und Hilbes große, alles Häßliche und Harte abweisende Jugend legte sich wie ein frischer Hauch auf die Seele der Männer, sodaß ihre Gedanken



Schloß Wyden und Mühle Offingen. Nach dem Gemälde von Jakob Herzog, Winterthur-München.

lauter und wahr, ihre Worte rein und gut blieben. Sie vergaßen ihren Beruf und was das Leben sie gelehrt hatte und freuten sich unbefangen der frohen Stunde.

Man sprach von Hilbes Arbeitsplänen, und Rainer fragte den Freund um Rat in der Wahl der Lehrer.

„Für Gesang kann hier überhaupt nur einer in Betracht kommen,“ sagte Frei, „Bernhard Siegel, der gefürchtete Kritiker und vorzügliche Gesangslehrer. Leider komponiert er auch und noch obendrein die Gedichte seiner Frau. Aber sonst ist er harmlos, und jedenfalls versteht er es, mit Stimmen umzugehen. Verderben wird er nichts und lernen können Sie bei ihm bis zur Meisterschaft. Er hat mehr wie einen tüchtigen Sänger ausgebildet, und wenn er gutes Material und Fleiß zusammen antrifft, ist ihm keine Mühe zuviel.“

Hilbes Augen leuchteten, und Rainer nickte zufrieden: „Gut, nehmen wir Herrn Bernhard Siegel als Gesangsmeister an! Weißt du auch jemand für Literatur, Kunst und Kulturgeschichte? Keinen Pedanten, keine Lehrmaschine, die Daten und Namen musterhaft im Kopf hat, aber sonst nichts; Hilbe will sich ja nicht für ein Examen einpausen lassen, sondern den Geist vergangener Zeiten begreifen lernen. Aber da wird's wohl schwer halten, eine geeignete Persönlichkeit zu finden?“

Dr. Frei sah seinen Freund von unten herauf an, mit kleinen listigen Augen: „Ich wußt' schon einen, der sehr gut passen würde, falls du deinen Antisemitismus bezwingen kannst: Dr. David Saling.“

„Um Gottes willen, den verrückten Häring!“

„Der verrückte Häring ist einer der klügsten, gebildetsten Menschen, ein durchaus anständiger, wenn auch etwas eigentümlicher Charakter, ein scharfer Geist, der den Dingen auf den Grund sieht und ihres Wesens Art erfaßt mit fast hellseherischer Sicherheit, jedenfalls ein seltener Lehrer, an dem deine Frau sicher Freude haben wird.“

„Wenn sie instande ist, seine absurde Häßlichkeit und sein bizarres Benehmen zu ertragen,“ brummte Rainer.

„Aber Fritz,“ — Hilbe war fast entrüstet — „du tust ja gerade, als wenn ich ein ganz kindischer Backfisch wäre! Ich suche doch einen Lehrer und keinen Mann. Wenn der Herr soviel weiß und so ist, wie Dr. Frei sagt, kann ich ja nur froh sein. Ueber Aeußerliches muß man hinwegsehen können, sonst ist man dumm und ungerecht dazu.“

„Bravo, Frau Hilbe!“ Dr. Frei reichte ihr die Hand. „Das haben Sie gut gesagt, und damit Sie gleich in der Übung bleiben, Aeußerlichkeiten zu vergessen — Bernhard Siegel ist nämlich auch keine Schönheit — biete ich Ihnen als Lehrer für Naturwissenschaften mich selbst. Meine Praxis erlaubt mir das — leider.“

Hilbe jubelte und fand nicht genug Dankesworte. Auch Rainer war erfreut.

„Wenn du das tust, Karl, dann will ich gerne den Dr. Saling mit in den Kauf nehmen. Na, Baby, du kannst dich freuen! Wenn deine beiden andern Lehrer so gut sind wie der da, dann gibst du ein Wunder an Gelehrsamkeit.“

„Ach nein,“ sagte Frei, „das wollen wir nicht! Aber sehen sollen Sie, die Natur sehen, die gewaltige, allumfassende Natur. Und begreifen, was Goethe von ihr sagt: Sie ist alles. Sie belohnt sich selbst und be-

straft sich selbst, erfreut und quält sich selbst. Sie ist rauh und gelinde, lieblich und schrecklich, kraftlos und allgewaltig. Alles ist ihre Schuld, alles ist ihr Verdienst!“

Es lag verhaltene Begeisterung in seiner Stimme, und Hilbe begriff, daß dieser Mann ihr von seinem geistigen Heiligtum geben würde, wenn er sie lehrte.

Aber Rainer fühlte etwas wie Sorge. „Ich bitte dich, Karl, mach' aus meiner Frau keinen Freigeist! Verschone Hilbe mit Darwin und Haeckel! Laß ihr den Glauben! Religionslose Frauen sind mir ein Greuel.“

„Warum soll ich nicht Haeckel und Darwin mit ihr lesen? Damit sie kein Freigeist wird oder weil dir die religionslosen Frauen ein Greuel sind?“ Frei sprach ziemlich scharf.

Ehe Rainer antworten konnte, stand Hilbe neben ihm und legte den Arm um seinen Nacken.

„Daß das, bitte! Es ist ja ganz unnötig, darüber zu streiten. Den Glauben nehmen? Wer kann denn das? Ein Mensch dem andern? Das ist doch lächerlich. Glauben kann keiner geben und keiner nehmen, der muß von innen kommen, aus uns selbst, wie etwas Natürliches, Selbstverständliches. Sonst ist es nur äußerlich, und dann ist es gewiß nicht das Rechte. Ueberhaupt, in sein Innerstes läßt man sich doch von keiner Seele dreinreden!“

Die beiden Männer sahen sich erstaunt an, Rainer ein wenig verlegen, Frei ein bißchen schadenfroh. Sieh da, diese kindliche Frau war ja viel selbständiger, als er gedacht hatte! Das freute ihn.

Gutmütig sagte er: „Um so besser, daß Sie wissen, was Sie wollen, Frau Hilbe! Passen Sie mal auf, wir beide verstehen uns prachtwoll, und Fritz braucht keine Angst zu haben!“

„Nein, gewiß nicht!“ Hilbe umfaßte das Gesicht ihres Mannes und beugte sich über ihn: „Nicht wahr, Fritz, du fürchtest nie für mich? Du denkst nicht, weil ich jung bin, muß ich immer an der Leine gehen? Du vertraust mir, ja? Sag, Fritz, ja?“ Es klang wie Angst.

„Aber gewiß, Baby! Du bist so aufgeregt, sei doch ruhig! Komm, sing ein Lied; das wird dir gut tun.“ Sie trat von ihm fort ans Klavier und suchte unter den Noten. Auf ihrem Gesicht lag es wie ein Schatten Enttäuschung. Plötzlich schob sie die Blätter zurück, öffnete das Klavier und drehte sich nach Fritz um. Sie lächelte, zärtlich und ernst. Ohne Noten spielte sie ein paar Takte, bei deren Klang ein froher Glanz in Rainers Augen aufleuchtete, und sang:

Daß du mich liebst, das wußt' ich:

Ich hatt' es längst entdeckt;

Doch als du mir's gestanden,

Hat es mich tief erschreckt.

Ich stieg wohl auf die Berge

Und jubelte und sang;

Ich ging ans Meer und weinte

Beim Sonnenuntergang.

Mein Herz ist wie die Sonne

So flammend anzusehn,

Und in ein Meer von Liebe

Versinkt es groß und schön.

Als sie geendet hatte, sprang Fritz auf, zog sie in seine Arme und küßte sie stürmisch. Tränen standen in ihren Augen, sie barg den Kopf an des Gatten Brust. Er aber rief dem Freunde zu: „Weißt du, von wem das Lied ist?“



Das Gotthardhospiz (vom 9. auf den 10. März abgebrannt).

„Die Worte ja, die sind von Heine; aber die Melodie kenne ich nicht.“

„Hier steht der Komponist!“ Rainer drehte die errötende Hilde um und sagte stolz: „Das hat sie an der Riviera gemacht, nach der Ueberfiedlung in unser Fischerdorf. Nicht wahr, es ist schön?“

„Sehr schön.“ Frei stand auf und schüttelte Hilde die Hand. „Ich danke Ihnen, und morgen spreche ich mit dem Gesangslehrer. Seien Sie nicht böse, wenn ich jetzt gehe; aber etwas Besseres kommt doch nicht nach. Darum will ich den Eindruck retten, ehe er verwässert wird. Gute Nacht, Frau Hilde!“

Rainer mußte den Freund begleiten, um ihm die Haustüre aufzuschließen. Als er zurückkam, saß Hilde in einem Sessel und träumte. Er trat zu ihr, setzte

sich auf die Lehne und fragte weich: „Bist du glücklich, mein Liebling?“

Sie sah zu ihm auf: „Ja, sehr glücklich! Besonders wenn ich vor Menschen singen kann, die so gut zuhören und verstehen wie du und Frei. Ach singen, singen, das ist doch das Herrlichste!“

Betroffen neigte er sich tief über sie: „Und unsere Liebe? Kind, sag, ist dir dein Gesang mehr wie unsere Liebe?“

Da lachte sie, übermütig, kindlich-froh und sprang auf die Füße.

„Du Schaf!“ Sie reckte die Arme und lachte wieder. Dann, als sie sah, daß er sie voll banger Zärtlichkeit anschaute, kam sie näher und sagte innig leise: „Ohne die Liebe wäre ja alles nichts. Die ist immer das Schönste. Aber davon spricht man nicht!“

(Fortsetzung folgt).

Das Gotthardhospiz*).

Mit Abbildung nach photographischer Aufnahme des Verfassers.

In der Nacht vom 9. auf den 10. März dieses Jahres ist das altberühmte Hospiz auf dem Gotthardpaß ein Raub der Flammen geworden und mit ihm auch das anstoßende uralte Kapellchen aus dem dreizehnten Jahrhundert, von dem der Berg seinen heutigen Namen erhalten hat. Das geräumige Gebäude mit seinen etwa zwanzig Zimmern und der sehr wertvolle Bestand des Weinfellers sind total zerstört worden, und da wegen der Feuergefährlichkeit des Gebäudes nicht versichert werden konnte, erleidet der Besitzer Lombardi einen ganz empfindlichen Schaden. Das Schicksal dieses altehrwürdigen Hauses ruft wieder Erinnerungen wach aus jener Zeit, wo über den Gotthard noch

die bedeutendste Verkehrsstraße zwischen den Ländern nord- und südwärts der Alpen führte. Kein anderer Alpenübergang hat eine solche Berühmtheit und Volkstümlichkeit erworben wie der Gotthard. Seine Benützung als Alpenübergang ist wesentlich jüngern Datums als die der andern Pässe in der Ost- und Westschweiz. Obwohl ihn die Römer als «mons adula» kannten, scheinen sie ihn trotzdem nicht begangen zu haben, und erst die aus dem Süden heraufsteigenden Langobarden sollen 569 über den Gotthard ins Alpengebiet eingedrungen zu sein. Die Sage bezeichnet den uralten festen Turm in Hospental auf der Nordseite des Gotthardpasses als ein Ueberbleibsel aus der Zeit der Seßhaftigkeit jenes Volkes, und Langobarden sollen es auch gewesen sein, welche die graue Schölleneinschlucht mit einem an Ketten hangenden Steg, der sogenannten „stäubenden Brücke“,

* Wir erinnern hier an das prächtige Buch über den Gotthard von Carl Spitteler (Frauenfeld, J. Huber. Fr. 3.—). A. d. N.